

Antoine Hennion

Von einer Soziologie der Mediation zu einer Pragmatik der Attachements. Rückblick auf einen soziologischen Parcours innerhalb des CSI

2013

<https://doi.org/10.25969/mediarep/18527>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hennion, Antoine: Von einer Soziologie der Mediation zu einer Pragmatik der Attachements. Rückblick auf einen soziologischen Parcours innerhalb des CSI. In: *ZMK Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung*. ANT und die Medien, Jg. 4 (2013), Nr. 2, S. 11–35. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/18527>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - Share Alike 3.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/>

Von einer Soziologie der Mediation zu einer Pragmatik der Attachements

Rückblick auf einen soziologischen Parcours innerhalb des CSI¹

Antoine Hennion

1. Netzwerke, Bindungen, Assoziationen und das Internet: von aktuellen Entwicklungen profitieren, um die Geschichte neu zu lesen?

Das CSI (*Centre de Sociologie de l'Innovation*) ist ein Forschungszentrum, in dem Michel Callon und Bruno Latour in den 1980er Jahren gemeinsam mit einigen englischen Kollegen die »Akteur-Netzwerk-Theorie« erfanden, wenn man der Bezeichnung folgt, die im englischsprachigen Raum unter dem Akronym ANT erfolgreich war (die Forscher des CSI nennen sie eher »Soziologie der Übersetzung«).² So arbeitete das CSI (gemeinsam mit anderen) eine Reihe von Konzepten aus, um technische Innovation und Wissenschaft in ihrem Entstehen (*science in the making*) zu beschreiben; Netzwerk, Assoziation, Interessement, obligatorischer Passagepunkt, etc.³ Ihr gemeinsames Hauptinteresse bestand darin, ein und dieselbe pragmatistische Umkehrung zwischen Objekten und Beziehungen zu vollziehen: Die Handlung macht den Akteur, das Interessement macht das Inter-

¹ Dieser Artikel beruht auf einem Interview, das Alexandre Monnin, der im Frühjahr gemeinsam mit Antoine Hennion Fellow am IKKM war, mit diesem geführt hat. Eine ausführlichere französische Version des Textes wurde im Juni 2013 von der Zeitschrift *SociologieS* online gestellt, unter: <http://sociologies.revues.org/4353>.

² Madeleine Akrich, Michel Callon und Bruno Latour: *Sociologie de la traduction*, Paris 2006.

³ Michel Callon und Bruno Latour: Die Demontage des großen Leviathans: Wie Akteure die Makrostruktur der Realität bestimmen und Soziologen ihnen dabei helfen, in: Andréa Belliger und David J. Krieger (Hg.): *ANThology*. Ein einführendes Handbuch in die Akteur-Netzwerk-Theorie, Bielefeld 2006, S. 75–101; Michel Callon: Einige Elemente der Soziologie der Übersetzung: die Domestikation der Kammmuscheln und der Fischer der St. Brieu-Bucht, in: *ANThology*, a. a. O., S. 135–174; Madeleine Akrich: Die Deskription technischer Objekte, in: *ANThology*, a. a. O., S. 407–28; Bruno Latour: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie, Frankfurt/M. 2007.

esse, die Beziehung macht das Objekt, und nicht umgekehrt. Diese Methode galt für die Musik ebenso wie für technische Projekte: Die Objekte sind provisorische Resultate eines heterogenen Beziehungsgewebes, welches unaufhörlich geprüft und erfahren, getestet, neu modelliert wird, um andere Objekte herzustellen, ohne dass man Träger und Inhalt, Netzwerk und Akteure, Produkte und Gebrauchsweisen oder auch Kultur und Technik dauerhaft voneinander unterscheiden könnte: allesamt Wortpaare, die direkt auf das Internet und das World Wide Web verweisen.

Doch wäre es müßig, auf einen simplen Effekt des wechselseitigen Aufbaus abzielen, welcher darin bestünde, die Theorien des Akteur-Netzwerks, der Mediation und der Übersetzung auf das Web anzuwenden oder umgekehrt im Web eine retrospektive Bestätigung ihrer Pertinenz aufzuspüren. Auch wenn wir die seltsamen Ontologien im Hinterkopf behalten, welche sich in den Objekten des Webs abzeichnen und in denen die Technik- und Kulturosoziologien, die wir damals vertraten, ebenso widerzuhallen scheinen wie die Theorien, die diese inspiriert haben, ist die leitende Idee vielmehr, ältere Arbeiten zu Techniken und Gebrauchsweisen anders zu betrachten, die sich im Eifer des Gefechts parallel entwickelt hatten, ohne jedoch immer ihre wechselseitigen Anleihen, Überschneidungen und Differenzen explizit zu machen. Im Bezug auf das CSI hieße dies beispielsweise, noch einmal auf den Zusammenhang zwischen den miteinander verwandten, aber voneinander unterschiedenen Begriffen der Übersetzung und der Mediation zurückzukommen, die wir ausgiebig in den verschiedensten Auslegungen verwendet hatten. Gleiches gilt für die spätere Entwicklung der Arbeiten in den *Science and Technology Studies* (STS): Man ist nicht stehen geblieben, die Forschungsbereiche haben sich ausgeweitet, etwa auf die Umwelt, das Gesundheitswesen, die Märkte, den Raum öffentlicher Debatten;⁴ und was uns betrifft, so lässt sich zum einen auf die Probleme zurückkommen, mit denen wir uns auseinandergesetzt haben, etwa die Verschiebung von der ›Handlung‹ zur ›Agency,‹⁵ zum anderen aber auch auf den Gebrauch bestimmter Begriffe, wie ›Aussageregime‹, ›Attachement‹ (Anhänglichkeit), ›Gefüge‹ (*agencement*) oder

⁴ Für das CSI sind insbesondere folgende zu erwähnen: Michel Callon u.a.: *Agir dans un monde incertain. Essais sur la démocratie technique*, Paris 2001; Bruno Latour: *Das Parlament der Dinge*, Frankfurt/M. 2001; Vololona Rabearisoa und Michel Callon: *Le Pouvoir des malades*, Paris 1999; Michel Callon u.a.: *L'économie des qualités*, in: *Politix* 52 (2000), S. 211–239; Michel Callon, Yuval Millo und Fabian Muniesa (Hg.): *Market devices*, Oxford 2007; Alexandre Mallard: *Petit dans le marché. Une sociologie de la Très Petite Entreprise*, Paris 2011.

⁵ Fabian Muniesa und Michel Callon: *La performativité des sciences économiques*, in: Philippe Steiner und François Vatin (Hg.): *Traité de sociologie économique*, Paris 2009, S. 289–324.

›Rahmen‹ und ›Überfließen‹, die sich für uns quer zu den Untersuchungsbereichen herauskristallisiert haben – und ihre gegenseitige Beeinflussung ließ rasch die ohnehin schon fragile Trennung zwischen Nutzern und Produzenten, Kultur und Technik, Politik und Ökonomie obsolet werden: Aufteilungen, die heute erst recht wenig Sinn ergeben.

2. Hat hier jemand Pragmatik gesagt?

Es lässt sich ein weiterer »Passagepunkt« zwischen den Forschern des GSPM,⁶ des CSI, des CEMS⁷ und anderen Einrichtungen hervorheben, an denen die Frage nach der Behandlung der Dinge in der Soziologie zentral wurde:⁸ das gemeinsame Interesse am Pragmatismus. Im Anschluss an seine Hochphase wurde dieser amerikanische Zweig der Philosophie selbst in den USA oftmals mit Herablassung behandelt und von der analytischen Philosophie unterdrückt. Im Zuge lebhafter Debatten nahm in den 1980er Jahren das Interesse an dieser Strömung wieder zu, deren Grundbegriffe einen Rahmen bildeten, der von vielen geteilt wurde: Pluralismus und Verwerfung der Idee der Exteriorität, Prüfung und Ermittlung, Debatte und Kontroverse. Die »pragmatische Soziologie« des GSMP⁹ verlieh der Kompetenz der Akteure, der Rechtfertigung, der Grammatik der Handlung andere Akzente, und am CSI selbst stieß man die Wiederaufnahme der ontologischen Hypothesen der Gründungsväter des Pragmatismus an: Ihre Radikalität überraschte uns, es war, als hätten Autoren wie Dewey oder James, obwohl sie sich wenig auf die Technik bezogen (und obwohl sie sich, trotz ihres Programms,

⁶ Anm. d. Red.: Groupe de sociologie politique et morale, ein Mitte der achtziger Jahre von Luc Boltanski, Michael Pollak und Laurent Thévenot gegründetes Forschungszentrum an der EHESS (École des Hautes Études en Sciences Sociales).

⁷ Anm. d. Red.: Centre d'étude des mouvements sociaux, ein ebenfalls an der EHESS angesiedeltes Forschungszentrum, das von Alain Touraine gegründet wurde.

⁸ *Raisons pratiques* veröffentlichten damals den Sammelband *Les objets dans l'action* (Raisons pratiques, 4), Bernard Conein, Nicolas Dodier und Laurent Thévenot (Hg.): *Les objets dans l'action. De la maison au laboratoire*, Paris 1993, während Christian Bessy und Francis Chateauraynaud in *Experts et faussaires*, Paris 1995, ausgehend von der Aktivität von Experten und Fälschern die Frage nach der Bewertung der Objekte in den Begriffen von Schätzung und Anhaltspunkten neu stellen. Siehe auch die wohlverdiente Resonanz, die das Buch von Appadurai erhielt, welches im Speziellen das Kapitel von Igor Kopytoff zur »cultural biography of things« enthält (ders: *The cultural biography of things: commoditization as process*, in: Arjun Appadurai (Hg.): *The social life of things: commodities in cultural perspective*, Cambridge, MA 1986, S. 64–91).

⁹ Luc Boltanski und Laurent Thévenot: *Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft*, Hamburg 2007; Nicolas Dodier: *Les Hommes et les machines*, Paris 1995.

wenig um die empirische Untersuchung jener Objekte gekümmert hatten, auf die wir all unsere Anstrengungen verwandt hatten), im Voraus eine Weltsicht formuliert, die mit unseren Forschungsanliegen überraschend kompatibel war: Objekte, die als *pragmata* (James) zu verstehen waren – jene Dinge, die nicht gegeben oder die im Entstehen begriffen sind – oder als *concerns* (Dewey) – jene gemeinsamen Dinge, die aus der öffentlichen Debatte hervorgehen, indem sie auf die Probe gestellt werden, ohne dass sich a priori eine Liste der Einsätze, der Akteure und der Diskussionsschauplätze erstellen ließe. All dies in einer Welt ohne Exteriorität, vielmehr in einer pluralen und offenen Welt, einem sich ausbreitenden Gewebe heterogener, aber wechselseitig miteinander verbundener Realitäten, welches immer im Werden begriffen ist – »still in process of making«, wie es James so schön formuliert hat,¹⁰ obwohl er noch nicht an das Internet angeschlossen war.

3. Eine Soziologie, welche die Objekte aufnimmt

Wenn man dieser historischen Methode folgen möchte, ist ein erster Punkt in Erinnerung zu rufen. Da das CSI sich seinen internationalen Ruf im Bereich der STS gemacht hat, scheint es nahezuliegen, die Arbeiten, die innerhalb des CSI zur Kultur verfolgt wurden, als eine Ausweitung seiner Forschungen zur Technik zu denken. Historisch gesehen hat es sich jedoch genau umgekehrt abgespielt. Seit seiner Gründung verfolgte das *Centre sociologique de l'innovation*¹¹ das Programm, sich nicht nur für die Wissenschaften und Techniken, Märkte und Nutzer zu interessieren – was aufgrund unserer Ansiedlung an der *École des Mines* die für uns selbstverständlichen Untersuchungsobjekte waren –, sondern auch, sich vergleichend mit mehreren Bereichen wie etwa dem Recht oder der Kultur auseinanderzusetzen. Dies alles ausgehend von demselben Grundgedanken, der damals im Rahmen der traditionellen Soziologie, aus der auch Lucien Karpik kam, ein Schüler Alain Touraines, sehr neu war: nämlich, dass die Inhalte zählten. Die Idee, dass es in der Soziologie der Wissenschaft, der Techniken, der Kultur oder des Rechts nicht nur darum ging, Institutions- oder Professionsgeschichten zu schreiben, nicht nur darum, von Organisation, sozialem Netzwerk, vom Feld oder von der Rezeption zu sprechen, anders gesagt, einen Bereich durch soziologische Realitäten zu rahmen, die seine Funktionsweise unabhängig von seinem

¹⁰ William James: *The Meaning of Truth*, New York, NY 1909, S. 226.

¹¹ Diese Bezeichnung war ein Geniestreich von Lucien Karpik und den Mitbegründern des Zentrums (im Jahre 1967, also vor dem Mai 1968): Es war ein Wort, das nichts bedeutete und zugleich alles sagte! Seitdem hat es unentwegt seine Bedeutung geändert, und dabei jedes Mal recht treffend die Problemstellungen seiner Zeit ausgedrückt.

jeweiligen Gegenstand wiedergeben, sondern dass es im Gegenteil unmöglich war zu verstehen, was vor sich ging, wenn man nicht die Produkte der untersuchten Tätigkeit mitberücksichtigte – letztendlich entsprach dies bereits der Erkenntnis, dass diese Produkte eine Handlungsfähigkeit besaßen, eine *Agency*, auch wenn man das zu jener Zeit auf trivialere Weise ausgedrückt hätte. Die Akteure, die Organisationen etc. untersuchen, gewiss, aber auch die spezifischen Montagen dieser ausgeklügelten Konstruktionen herausstellen, die Art und Weise, wie sich ein Bereich und sein Gegenstand in wechselseitiger Verschränkung herausbilden, anhand von Kontroversen und Infragestellungen verfolgen. Und insofern sogar bereits zu verstehen, dass es umgekehrt jene Gegenstände der kollektiven Handlung (selbst) sind, die ihre Akteure und ihre Organisationen herstellen, insbesondere durch ihre Fähigkeit, ihre eigenen Wirkungen in sich aufzunehmen und dadurch ihre relative Autonomie zu errichten. Für Karpik ging es darum, die Soziologie zu befähigen, der Macht des Rechts Rechnung zu tragen. Für Callon, Latour, Akrich und andere Kollegen, die seitdem das CSI verlassen haben, ging es darum, die Fähigkeit der Wissenschaften und der Techniken zu beschreiben, Wahrheiten und Gegenstände anzubieten, die widerständig sind und standhalten, die ›laufen‹, die sich mit anderen verbinden, die ihre eigene Umgebung verändern etc.

Wie verhielt sich aber diese Sorge um den Gegenstand zur Kultur? Diese Frage lässt sich nicht stellen, ohne dabei einen wichtigen Unterschied im Vergleich zu anderen Bereichen vor Augen zu haben: In der Kulturosoziologie musste sich [in Frankreich] jede Problemstellung vor dem Hintergrund von Bourdieus kritischer Soziologie definieren, die genau zu diesem Zeitpunkt einen sehr großen Einfluss auf diesen Bereich auszuüben begann, der sich dann auf die gesamte Soziologie ausweitete. Die ›Sorge‹ um den Gegenstand hatte sehr wohl einen Sinn für die Kultur, aber gewissermaßen in einem genau entgegengesetzten Sinne: Anstatt – wie in den Wissenschaften – das, was als objektiv verstanden wurde, sozialer werden zu lassen, ging es hier darum, die Objektivität dessen zu respektieren, was die Soziologie ausschließlich als soziale Zeichen analysierte, also als Markierung von Unterschieden zwischen Gruppen. Und dies selbstverständlich unter der Voraussetzung, Objektivität nicht im Sinne einer ästhetischen Absolutheit oder einer Autonomie eines reinen Gegenstandes zu begreifen: Insofern musste man auch hier zeigen, dass das Objekt aus einem Gewebe von Assoziationen hergestellt war, aus Beziehungen, die mehr oder weniger erfahrbar oder widerständig waren, und dass dieses Objekt umgekehrt wiederum jene Kollektive transformierte, die sich seiner bemächtigten. Anders gesagt, die Nähe von Studien zu Wissenschaften und Techniken und von Arbeiten zur Kultur oder zur Musik war am CSI sehr groß: Die ›Grammatik‹, das Vokabular, die allgemeine Problemstellung, all dies war sehr konvergent – ebenso wie die starke Abgrenzung von einer Soziologie, die an die

Autonomie ›des Sozialen‹ glaubte, um die Gegenstände den zuständigen Wissenschaften zu überlassen und sich nur ihren sozialen Aspekten zu widmen – aber die Zielrichtung verlief für Wissenschaft und Technik vom Objekt zum Sozialen, dagegen für Kunst und Kultur vom Sozialen zum Objekt, wobei die Neudefinition des Objektes als *Knotenpunkt von Beziehungen* einen gemeinsamen Nenner bildete.

4. Wissenschaft und Kultur der gleichen Behandlung unterziehen?

Schauen wir uns diese Differenz in der Ausgangsproblematik genauer an. Dieser Punkt ist zunächst fast logischer Natur: die Wette auf die Übersetzung, die Idee nämlich, dass jedes Objekt eine Angelegenheit von Assoziationen ist, nimmt völlig andere Konturen an, je nachdem, ob man von Wissenschaft und Technik oder von Kultur spricht. Zu sagen, dass das Recht oder die Kultur menschliche Dinge sind, die vom Menschen konstruiert sind, instituiert, wie die Römer sagen würden, ist *Common sense*, während die Behauptung, dass »2 und 2 gleich 4« ergibt – also die Wissenschaft – oder dass ein Atomkraftwerk – also die Technik – sozial konstruierte Wirklichkeiten sind, sofort schockierend wirkt. In der Anfangszeit der STS wurde diese Idee unmittelbar als konstruktivistisch aufgefasst und dies aus guten Gründen: Zunächst handelte es sich hierbei sehr wohl um einen Kampf gegen die Idee einer absoluten Wahrheit, die unabhängig wäre von jenen Prüfungen und Proben, die diese erst kenntlich und bekannt machen, um einen Kampf an der Seite des Konstruktivismus also. Im Verhältnis zur dominierenden Soziologie wurde der Konstruktivismus der jungen STS – noch vergleichsweise schwach ausdifferenziert verglichen mit den unterschiedlichen Versionen, die sich in der Folge herausbilden sollten –, in seinem Ton sofort als sehr radikal wahrgenommen, und tatsächlich wurde er auch als solcher angegriffen, als provokativ denunziert oder des Relativismus geziehen.¹²

Rückblickend würde ich sagen, dass die Arbeit an dem, was ich als Mediation bezeichne, insbesondere die Arbeiten zur Musik, als Herstellung eines gemeinsamen, flüchtigen Gegenstandes, der in der Darbietung (*performance*) des Interpreten und durch die Tätigkeit des Amateurs¹³ immer wieder aufs Neue begründet

¹² Raymond Boudon und Maurice Clavelin (Hg.): *Le relativisme est-il résistible? Regards sur la sociologie des sciences*, Paris 1994; Pierre Bourdieu: *Science de la science et réflexivité. Cours du Collège de France 2000–2001*, Paris 2001.

¹³ Antoine Hennion: *La Passion musicale*, Paris 1993; Antoine Hennion: *Réflexivités. L'activité de l'amateur*, in: *Réseaux* 27/153 (2009) S. 55–78; Antoine Hennion: »Aussi vite que possible ...«. *La virtuosité, une vérité de la performance musicale?*, in: *Ateliers d'anthropologie du LESC* 35 (2011), unter: <http://ateliers.revues.org/8764>.

werden muss, sich im Verhältnis zu Wissenschaft und Technik wie eine Art duale Kehrseite verhielt: nicht dualistisch, aber doch als Gegenstück. Es ging nicht darum, den Gipfel des großen Objekts zu erklimmen, des festesten, vom Menschen unabhängigen überhaupt, der Wissenschaft, um daraus ein Geflecht von Assoziationen werden zu lassen, sondern um das genaue Gegenteil. Es ging darum, eine Wirklichkeit zu nehmen, aus welcher der Soziologe, wenn er sich ihr nähert, die Objektivität verschwinden lässt, die er auf ein Ensemble von Zeichen, ein Spiel von sozialen Relationen reduziert – die Kunst, die Kultur –, und in diesen Gegenständen ebenfalls ein heterogenes Gewebe (menschlich, materiell, körperlich, kollektiv ...) wiederzufinden, mitsamt seiner Widerstände und kumulierten Effekte – eine Tastatur, ein Ton, eine Tonleiter, der Körper eines Instrumentalisten, ein abgeschlossener Raum und eine abgeschlossene Zeit – und nicht etwa das einfache Artefakt einer unsichtbaren, rein sozialen Logik. Ich habe das Wort Mediation damals vorgeschlagen, um die Widerständigkeit der Musik gegenüber der soziologischen Reduktion auszudrücken, ohne sie jedoch deswegen zu einem autonomen Objekt zu machen, sondern um letztlich zu zeigen, dass diese Assoziationsgewebe eine eigene Widerständigkeit besaßen, dass sie »ein Werk machten und verrichteten« (*faire œuvre*), dass sie sich nicht in einer Kodierung von sozialen Unterscheidungen auflösten. All dies war damals im Entstehen begriffen und auf der Ebene der Grammatik, ich würde sogar ohne zu Zögern sagen, auf der hypertextuellen Ebene unserer Debatten, wurden eng verwandte Dinge diskutiert, nämlich die Assoziationen, d.h. die Tatsache, dass man die klare Trennung zwischen den Objekten und den Subjekten, zwischen den Menschen und den Dingen, die sie handhaben, nicht länger aufrechterhalten durfte.

5. Übersetzung oder Mediation

So war das Wort Übersetzung, das ich selbst kaum verwendet habe, sehr gut gewählt, um von Wissenschaft und Technik zu sprechen, weil es – den Verrat und die Verfälschung mitsuggestierend – auf Passagen und Übergänge insistiert, also auf die Tatsache aufmerksam macht, dass es der Überprüfungen und Bewährungsproben bedarf, damit eine Wahrheit sich verbreitet.

Dagegen entsprach das Wort *Mediation* dem Fall der Musik weitaus besser, denn obwohl es im Großen und Ganzen dieselbe Idee ausdrückte, betonte es daran das Gegenteil; es diente mir also explizit dazu, die Relation nicht nur zu gewährleisten, sondern auch dazu, sie zu unterbrechen und überfließen zu lassen. Eine Passage beschränkt sich nicht auf die Übermittlung eines Objektes, sie bringt immer auch etwas anderes hervor, sie bezieht sich nicht auf Ursachen, sie ist immer Performanz, wie ich es heute besser ausdrücken würde, mit unvorher-

sehbarer Effekten, die sich nicht aus dem Zusammenzählen der verursachenden Faktoren ableiten lässt. Genau das war die Idee der Mediation: die Musik aus einer Analyse von Ursachen oder externen Erklärungen mit regelgeleiteten Wirkungen herauszulösen, die vom Soziologen nur noch hinsichtlich der ihn betreffenden Forschungsanliegen ausgewertet werden müssten. Im Gegenteil bedeutete dies, dass es nur partielle, heterogene Ursachen gibt, die man keinen klaren Registern zuweisen kann. Sie sind notwendig, sie lassen Dinge entstehen; und aus diesen versammelten Ursachen heraus entstehen auf unvorhersehbare Weise Wirkungen, die immer wieder hergestellt werden müssen und die sich ihrerseits nicht auf die Ursachen reduzieren lassen, von denen sie hervorgerufen worden sind. Das Objekt ist entweder alles (in der Wissenschaft) oder nichts (in der Kultur)? Nein, eben nicht: Es haben sich beispielsweise Menschen versammelt, die dabei sind, Musik zu hören. Die Musik tut aber etwas anderes als das, was die Menschen, die sich um sie herum versammelt haben, gerne hätten, etwas anderes, als sie geplant hatten.

Das, worauf die Mediation den Blick öffnet, ist eben jene musikalische Sache: Etwas, das entsteht oder hervortritt, etwas, wovon man den Eindruck hat, dass es (dort) anwesend ist oder auch nicht, eine Präsenz, ohne dass es jedoch ein konkretes Objekt gäbe, was man vor sich hinstellen und isolieren könnte. So ›gemacht‹ es auch ist, es besitzt seine eigene Handlungsfähigkeit. Und in eben diesem Sinne bildet die musikalische Sache ein Werk (*fait œuvre*), was allerdings nichts damit zu tun hat, sie als ein absolutes Objekt aufzufassen.¹⁴ Etienne Souriau¹⁵ hat dies hervorragend ausgedrückt, indem er von einem »zu schaffenden Werk« (*œuvre à faire*) spricht, das uns die Hand reicht, das den Bildhauer ebenso sehr zur Geste verpflichtet, wie dieser es umgekehrt durch seine Geste verpflichtet. Sicher ist dies schwieriger in Worte zu fassen als eine einfache Ursache-Wirkung-Beziehung, aber andererseits habe ich damit nichts Esoterisches erfunden: So gefasst, ist die Mediation ein Begriff des *Common sense*. Jeder Musiker, der sich an seine Tastatur setzt, weiß, dass er seine Tonleitern hat, seine Partitur, seinen Anschlag, die Fingersätze, die er sich erarbeitet hat, dass er nichts ohne sie tut, aber dass, wenn man bloß von diesen Mediationen ausgeht, noch nichts erreicht ist. Die Musik wird hervorgebracht werden müssen, und darin liegt nichts Automatisches oder Gesichertes. Mediation ist ein Begriff, der einerseits zu jenen gemeinsamen Fragen gehörte, die ich zuvor retrospektiv den Hypertext unserer Epoche genannt habe,

¹⁴ Und dies ganz ungeachtet dessen, ob man seine Autonomie anerkennt oder diese denunziert: das Problem liegt anderswo. Die Kulturosoziologie hat sich in diese sterile Debatte verrannt und dadurch die Gestalt eines Streits mit der Ästhetik angenommen. In dieser Debatte tritt sie als deren Double auf.

¹⁵ Étienne Souriau: *Du mode d'existence de l'œuvre à faire* (1956), in: *Les différents modes d'existence*, hrsg. v. Bruno Latour und Isabelle Stengers, Paris 2009, S. 195–217.

und er trägt Züge, die denen der Übersetzung ähneln. Gleichzeitig insistierte er jedoch stärker auf der Kehrseite des Problems, vor das die Dinge die Soziologie stellen: Sie assoziieren nicht nur, sondern arretieren auch.

Mit anderen Worten: Wir beschäftigten uns intensiv mit der Ausarbeitung derselben, reichen Definition der Dinge als etwas Widerständigem und Standhaftem, aber auch als etwas, das zugleich auch übersteigt, überfließt, zurückkehrt. Mit einer Definition jener Dinge also, die wir verfertigen und die umgekehrt auch uns verfertigen, Dinge, die man macht und die sich dennoch entziehen, die ihre eigene *agency*, ihre eigene Handlungsfähigkeit besitzen. Aber während man bei der Musik oder der Kultur, die a priori ausschließlich menschlich waren, auf dem Anteil ihrer Widerständigkeit beharren musste und auf dem, was diese Dinge zu tun veranlassen (*faire faire*), musste man im Gegensatz dazu, bei der Wissenschaft oder der Technik, angesichts eines Dieselmotors oder einer mathematischen Wahrheit, die den Eindruck vermitteln, ein Objekt sei unberührbar, die Assoziationen, die Übersetzung und die Passagen betonen. Weit davon entfernt, mit zwei konträren Methoden zu arbeiten, verfolgten wir ausgehend von zwei gegenläufigen Ausgangspunkten dieselbe Vorgehensweise. Wir wussten, dass wir an analogen Problemstellungen arbeiteten und dass wir sie auf unterschiedliche Weise angingen, weil unsere Gegenstände jeweils andere waren; warum aber diese Wortverschiebungen, warum auf ein anderes Vokabular zurückgreifen? Es ist nicht so, dass wir uns sofort gefragt hätten, was genau es notwendig machte, dass wir dasselbe Anliegen auf andere Art und Weise verfolgen mussten. Wir haben dies anhand von zwei Texten zu formulieren begonnen, die ich gemeinsam mit Bruno Latour verfasst habe – und zu diesem Zeitpunkt hat er über die »Faktische« geschrieben, die auf derselben Idee beruhen. Ein erster, zugegebenermaßen noch ein wenig tastender Artikel verglich die Wissenschaftssoziologie mit der Kunstsoziologie.¹⁶ Und ein zweiter Artikel nahm diese Frage auf provokantere Weise wieder auf, indem er Benjamins Kritik der Moderne anhand seiner Theorie von der Aura des Kunstwerks und der zerstörerischen Wirkung der Mediationen¹⁷ umwendete. Natürlich finden sich bei Benjamin viele andere Ideen, die man aufgreifen könnte, aber in diesem speziellen Fall ging es vor allem darum, nach den Gründen für die Berühmtheit eines solchen Aufsatzes zu fragen und diese als ein Symptom für die besondere Verbindung von Kritik und Komplizenschaft zu neh-

¹⁶ Antoine Hennion und Bruno Latour: *Objet d'art, objet de science. Note sur les limites de l'anti-fétichisme*, in: *Sociologie de l'Art* 6 (1993), S. 5–24.

¹⁷ Antoine Hennion und Bruno Latour: *Die Kunst, die Aura und die Technik gemäß Benjamin – oder wie man so viele Irrtümer auf einmal begehen kann und dafür auch noch berühmt wird*, in: Tristan Thielmann und Erhard Schüttelpelz (Hg): *Akteur-Medien-Theorie*, Bielefeld 2013, S. 71–78.

men, die jedem Rekurs auf die Idee der Moderne innewohnt.¹⁸ Und ich muss sagen, wir hatten dabei sehr viel Spaß!¹⁹

In *La Passion musicale* hatte ich stark auf die Kunstgeschichte zurückgegriffen, weil sie virtuos solch eine Fülle von Faktoren einbezieht, von den Trägermaterialien und Museen über Mäzene, Sammler und die Auswahl der Werke bis hin zu ihrer Interpretation und der Haltung des Betrachters, die in die Werke eingeht. Diese Arbeit hat Latour sehr interessiert, denn er fand dort eine Situation wieder, in der er sich selbst befunden hatte, als er sich mit der Epistemologie herumschlug und danach trachtete, das spezifische Regime der Bestimmung der Dinge zu »retten«, welches die Wissenschaft ins Werk setzt, und dabei von beiden Lagern mit dem Feind gleichgesetzt wurde: Er empörte die Verfechter der Absolutheit der wissenschaftlichen Wahrheit und wurde von jenen als Verräter denunziert, die konstruktivistisch, post-modern und dem *linguistic turn* verschrieben in der Wissenschaft nicht mehr als eine Erzählung unter anderen sahen.

6. Waren wir wirklich konstruktivistisch?

Dies war der zentrale Einsatz. Es ging darum, in den Objekten dieses »Machen« der Dinge anzuerkennen. Darunter verstehe ich gleichermaßen die Tatsache, dass es sich um gemachte Dinge handelt, wie auch die Tatsache, dass sie dazu veranlassen, etwas zu tun. Ein Machen also, das an den Dingen festhielt, und nicht ein Machen, das den Dingen entgegenstände oder sie ihrer Funktion enthöbe (sie denaturalisiert, sie dekonstruiert etc.), weil es sich um gemachte Dinge handelt – was einer sehr anderen Zielsetzung entspricht, nämlich der des Sozialkonstruktivismus. Dies war ein weiterer sehr wichtiger Moment, an dem sich Wege getrennt und wir Dinge klargestellt haben. Anfänglich war das Thema, wie bereits erwähnt, ein wenig verwirrend, denn die Frage ist schwierig und missverständlich.

¹⁸ Latour hat diese Erforschung der Modernen zu einem zentralen Thema seiner Forschungsarbeit gemacht. Bruno Latour: *Wir sind nie modern gewesen*, Berlin 1995; Bruno Latour: *Enquête sur les modes d'existence. Une anthropologie des modernes*, Paris 2012.

¹⁹ Eine Zeit lang wurden wir von Régis Debray als Vorläufer der Mediologie betrachtet. Warum nicht, jedoch handelt es sich meiner Ansicht nach nicht um die gleiche Auffassung von Medien. Ausgehend von einer geteilten und übergreifenden Befragung der Rolle der Mediationen und von der Überzeugung, dass diese niemals neutral sind, situieren wir uns am Gegenpol jener Position, die aus ihnen, in einer Aktualisierung der McLuhanschen These, den alles erklärenden Faktor unterschiedlicher religiöser, künstlerischer, technischer Wirklichkeiten macht, die ihrerseits meinen, sie würden sich der Medien nur als Träger bedienen. Im Gegenteil handelt es sich für uns darum, die verschiedenen Zirkulations- und Fixierungsmodi auszumachen, die diese Regime nach und nach zu installieren gewusst haben und sie doch sogleich immer miteinander kombiniert haben.

Latour hat diverse Lösungen vorgeschlagen, um da herauszukommen: Er hat den Konstruktivismus dem Sozialkonstruktivismus gegenübergestellt, er hat anstelle von Konstruktivismus von einem Konstruktionismus gesprochen oder auch von Fabrikation statt Konstruktion, dann mit seinen »Faktischen« daran erinnert, dass diese steinharten Fakten, welche ihm die Positivisten die ganze Zeit entgegenhielten, doch selbst schon sagen, dass sie tatsächlich *gemacht* sind! Wir haben lange gebraucht, um uns darüber klar zu werden, dass wir bei genauer Betrachtung rein gar nicht konstruktivistisch waren, jedenfalls nicht im Sinne des »sozial Konstruierten«, das zum automatischen Slogan der Soziologie geworden ist. Natürlich ist jede soziologische Geste anfangs im weitesten Sinne eine konstruktivistische.

Von einem Objekt zu zeigen, ganz gleich, ob es sich um Kunst, Religion, Wahrheit, Moral oder um Kultur handelt, dass es ein historisches ist, von Orten und Zeiten abhängt, dass seine Existenz über Körperpraktiken verläuft, dass es mit seinen Milieus variiert, dass es Prozeduren erfordert, Konventionen voraussetzt, dass es sich auf Institutionen stützt, bedeutet, wie Bourdieu sagte,²⁰ dem Gläubigen die Produktion des Glaubens vorzuführen. Soziologie zu betreiben, bedeutet den originären Konstruktivismus der Disziplin zu teilen. Und gleichgültig, ob es sich um Wissenschaft oder Kunst handelte, so war dies eine Sache, die wir in der Tat ebenfalls mit Soziologien teilten, die sich von unserer Soziologie (oder von dem, was die unsere werden sollte) sehr stark unterschieden. Es ging doch darum, sich einem Absolutismus der Wahrheit zu widersetzen oder der Schönheit eines *L'art pour l'art*. Geht man aber weiter, bezeichnet dasselbe Wort zwei divergente Pisten: Bedeutet, von Konstruktivismus zu sprechen, zu zeigen, dass die Dinge konstruiert sind und *gerade deshalb nichts sind* (oder auch, für die kritische Soziologie, dass sie alles sind, ein Absolutes, eine Ganzheit), wenn sie aus der Wissenschaft stammen; dass sie jedoch nichts oder rein arbiträre Zeichen sind, wenn sie aus der Kultur stammen? Oder bedeutet es im Gegenteil, in diesen Angelegenheiten die Idee der Dinge selbst in Frage zu stellen? Wir mussten zunächst einmal selbst verstehen und dann die anderen dazu bringen zu begreifen, dass dieser zweite Weg, dessen Trasse wir anlegten, sich radikal von dem entfernt, was man allgemein unter Konstruktivismus versteht, und dies sowohl bei Bourdieu als auch im Sinne des *linguistic turn*, des Sozialkonstruktivismus der STS oder der Cultural Studies. Von einem gemeinsamen Ausgangspunkt verliefen die Wege in entgegengesetzten Richtungen.²¹

²⁰ Pierre Bourdieu: La production de la croyance: contribution à une économie des biens symboliques, in: Actes de la recherche en sciences sociales 13 (1977), S. 3–43.

²¹ Und wenn man die Fruchtbarkeit eines Milieus an der Art bemisst, wie es Debatten setzen kann, die wehtun, ist es ein großer Verdienst der STS, dies klar auf den Tisch gebracht zu haben, mit dem »epistemological chicken« von Collins und Yearley (Harry M. Collin und Steven Yearley: Epistemological Chicken, in: Andrew Pickering (Hg.):

Auf der Seite der Kultur bedeutet dies in meinen Augen, dass ein Großteil meiner Soziologie einerseits in einer Fortsetzung der kritischen Soziologie und vor allem der Soziologie Bourdieus bestand und zugleich eine recht radikale Umkehrbewegung gegenüber diesem vollzog, da es Bourdieu war, der in der Soziologie diese Arbeit geleistet hat, die Kultur zu anthropologisieren, und sie aus sehr positivistischen Vorstellungen herausgeholt hatte.²² Man neigt heute dazu, dies ein wenig zu vergessen, aber noch in den 1970er Jahren besaßen die Schreibweise der Soziologie, ihre Modelle, selbst ihre Konzepte, einen extrem mechanischen Charakter – es wäre richtiger zu sagen ›realistischen‹ Charakter –, was ihnen aber nichts von ihrer Vitalität und ihrer politischen und expressiven Bedeutung nahm, die sie für die politische Öffentlichkeit hatten, ganz im Gegenteil. Organisationen, die Staatsmacht, soziale Klassen, Interaktionen usw. – erst einmal hatte man ganz faktisch das vor sich, und das galt sowohl für die Akteure als auch für jeden Beobachter. Mit Bourdieu, seiner philosophischen Kultur, seiner reflexiven Schreibweise, der Zirkularität, mit der er seine Gedanken entwickelte, und vor allem mit seiner Aufmerksamkeit für die Praktiken, die Dispositionen und die Dispositive, für das Gewicht und die Schwerfälligkeit der Körper, des Kollektivs, der inkorporierten Geschichte, zeichnete sich etwas ab, das man, im Verhältnis zur Evidenz des Soziologischen, wie mir scheint, mit gutem Recht als eine Wiederaufnahme der Anthropologie bezeichnen könnte. Was etwa die Kunst anbelangt, hat dies hinsichtlich des Dualismus zwischen dem Werk und seinem Bewunderer zu einer Arbeit der Entsubjektivierung, der Institutionalisierung, der, wie man heute sagen würde, kollektiven, verkörperten und situierten Verteilung der Beziehung zu den Kunstwerken geführt. Aber am Ende war er, im Einklang mit der zugleich wissenschaftsgläubigen und kritischen Auffassung von der Soziologie, die er verteidigte, doch wieder selbst am Zuge und entwendete dem Kollektiv, das er gerade so gut neu inszeniert hatte, seinen Gegenstand, um ihn dem Soziologen zurückzugeben: Eure Objekte sind nicht, was sie sind, sie sind der verborgene Einsatz eurer Beziehungen, sie sind das, was euren gemeinsamen Glauben ausmacht, und das Soziale ist nichts anderes als eure Bemühung, diesen einzurichten und zugleich vor euch selbst zu verbergen.

Science as Practice and Culture, Chicago 1992, S. 301–326) und Callons und Latours Antwort zum Kind, das mit dem Bade ausgeschüttet wird (was eine Anspielung auf die Bath School war), oder Bloors Angriff im »Anti-Latour« und seine Beantwortung durch Latour in derselben Ausgabe (David Bloor: Anti-Latour, in: Studies in the History and Philosophy of Science 30/1 (1999), S. 81–112), aber auch die Stellungnahmen von Barnes, Pickering, Ashmore, Lynch etc.

²² Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/M. 1987; Pierre Bourdieu: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes, Frankfurt/M. 1999.

7. Bourdieu kritisieren oder seinen Ansatz ausweiten?

Die These ist brillant und verheerend, doch wenigleich ihre Vorannahmen und Konsequenzen viel diskutiert worden sind, scheint mir, dass nicht ausreichend erkannt wurde, dass sie keineswegs in der ihr vorangehenden Anthropologisierung impliziert ist und dass sie sich in keiner Weise aus ihr ableitet. Es besteht nicht die geringste Notwendigkeit, ausgehend von dieser eine soziologische Disqualifizierung des Dings einzuleiten, das Ding in eine *illusio* zu verwandeln, *in lusionem*, den Einsatz, der das Soziale (aus)macht. Das Ding, das zu Beginn der Analyse zunächst in ein Gewebe von Relationen, Körpern, Dispositiven und Geschichten wiedereingegliedert wird, endet als Totem. Hierin liegt ein Zaubertrick, ein Taschenspielerkunststück:²³ Der Soziologe tut selbst, was er bei den Akteuren zu beschreiben meint, er lässt das Objekt der gemeinsamen Handlung verschwinden, um das unbelebte und unbeteiligte Symbol eines rein sozialen Kollektivs an seine Stelle zu setzen. Wollte man es etwas locker formulieren, könnte man über meine Arbeit zum Geschmack und den Amateuren sagen, dass ich diese Pragmatisierung des Geschmacks, oder eher noch diese Einbettung in die Praktiken beibehalte: Der Pragmatismus ist keine Theorie der Praxis, sondern eine Berücksichtigung und Einbeziehung der Dinge – und das ist etwas ganz anderes – sagen wir also besser, die gesamte Anthropologisierung des Geschmacks, die Bourdieu vorgenommen hat, indem er den Körper, die Geschichte, den Habitus, die Institutionen, die Dispositive und Dispositionen in sie hineingelegt hat; nur dass er all dies *gegen* das Objekt eingesetzt hat, in einer nun sehr traditionellen, dualistischen Vorgehensweise, um sich denjenigen entgegenzustellen, von denen er glaubte, sie würden an das Objekt glauben. Ein Projekt, das die Dinge und die Akteure, die an ihnen hängen, respektiert, muss diesem Programm keineswegs den Rücken kehren, all dies muss beibehalten werden, die Pragmatisierung muss voll geltend gemacht werden. Und dies nicht, indem ein gewisser Vorbehalt eingeführt wird, sondern im Gegenteil, voll und ganz und bis zum Äußersten, d. h. *mit* den Objekten und nicht gegen sie. Wieso nicht die infrage stehenden Dinge so behandeln, wie Bourdieu es unablässig für die Körper, die Kollektive oder die Dispositive vorführt, es aber den Dingen verweigert: sie als in Entstehung begriffene, offene Wesen betrachten, die widerständig sind und standhalten, die einander wechselseitig herstellen und dabei auf diejenigen zurückwirken, die die Dinge geschehen lassen?

Letztendlich würde dies weniger bedeuten, Bourdieu zu kritisieren, als ihn

²³ Antoine Hennion: *Esthétique populaire ou théâtralité théorique? Le peuple, le sociologue et le producteur à succès*, in: Jacques Rancière (Hg.): *Esthétiques du peuple*, Paris 1985, S. 249–265.

vielmehr auszuweiten, indem man seine Arbeit wieder aufnimmt und sie ebenfalls auf die Dinge überträgt, anstatt sich seiner zu bedienen, um die Dinge für nichtig zu erklären. Dies würde auch bedeuten, seinen Beitrag als Abstoßungspunkt zu nutzen, um woanders hinzugelangen, d.h. aus ihm einen Klassiker zu machen, mit seinen blinden Flecken, anstatt diese in einem unantastbaren Dogma erstarren zu lassen – und dies wäre die vielleicht beste Art, sein Werk zu würdigen. Nebenbei bemerkt trifft es zu, dass das Vokabular sich dabei grundlegend verändert: In den Worten aktueller Fragstellungen ausgedrückt heißt das, man geht von einer Theorie der Praxis zu einem wirklichen Pragmatismus über. Dinge, die ihre Agency besitzen, die wir in gleichem Maße herstellen, wie sie uns herstellen? Die Crux, der zentrale Punkt der Angelegenheit ist in der Tat der Status, den die Objekte erhalten: der Fakt also, diese nicht als äußere, feste Gegebenheiten aufzufassen (wie z. B. im Falle der Kunst, sei es für den Ästheten, um ihre Hagiographie zu erstellen, oder für den Soziologen, um ihre Nichtigkeit anzuprangern), sondern als unsichere Komposita, die aus Bindungen bestehen, die sich anhand von Prüfungen knüpfen und wieder auflösen und die dabei ungekannte und zusammengesetzte Welten entstehen lassen. Anders gesagt handelt es sich sehr wohl darum, die Dinge zu »sozialisieren«, allerdings nicht, indem man sie von jedem Inhalt entleert und sie in willkürliche Zeichen eines Sozialen verkehrt, von dem man meint, dass es seinerseits seinen eigenen Gesetzen folgt: indem man sie im Gegenteil sich füllen und uns ausfüllen lässt, unterschiedliche und miteinander verbundene Welten formieren lässt und ihnen gestattet, Schicht für Schicht sich selbst und uns auszu dehnen – an diesem Punkt trennen sich zugegebenermaßen die Wege. Weiter voranzuschreiten setzt voraus, dass man definitiv den Weg verlässt, den Pierre Bourdieu vorgezeichnet hat.

8. Affordances, situierte Handlung, verteilte Kognition

Außerhalb Frankreichs haben im Kielwasser der STS andere Traditionen die Reformulierung jener Fragen erlaubt, die uns beschäftigen, dort aber eher in Weiterführung der amerikanischen Handlungstheorie. Ein Weg, der seinerseits selbst aus dem Pragmatismus hervorgegangen ist und der umgekehrt dessen Wiederentdeckung begünstigt hat. Es handelt sich insbesondere um Autoren wie James Gibson, Donald Norman, Edwin Hutchins und Lucy Suchman, die das Modell der instrumentellen Handlung mit Intention, Mitteln und Ziel zugunsten einer anderen Betrachtungsweise aufgebrochen haben, die auf den Begriffen der verteilten Handlung, des erweiterten Geistes und der situierten Handlung basiert. Die Überschneidungen mit den Fragen, welche die Klugheit der Amateure aufwarf, war eindeutig: In einem Artikel, den ich gemeinsam mit Emilie Gomart

verfasst habe,²⁴ zogen wir einen systematischen Vergleich zwischen den Anhänglichkeiten (*attachements*) von meinen Musikliebhabern und den Drogenkonsumenten, über die sie geforscht hatte, um die Grenzen der ANT und jener Strömungen zu befragen, die es verstanden hatten, die Handlung außerhalb eines linearen oder instrumentellen Modells neu zu entfalten. Unsere Grundidee war dabei, die Logik dieser Infragestellung auszuweiten, und zwar, indem man gerade diesen Rahmen der Handlung, in welchem sie sich weiterhin verorteten, verließ, um jenseits des Dualismus von aktiv und passiv andere Formen der Agency auszumachen, insbesondere mithilfe des Begriffs der Passion oder, im Zusammenhang mit den Musikern oder den Drogen-→Liebhabern, mithilfe des Begriffs der aktiven Passivität: Nicht von der Aktivität zur Passivität übergehen, sondern handeln, um bewegt zu werden (*agir pour être agi*). Damit Dinge geschehen können, muss man Dinge tun! Man muss sich dazu bringen, diese zu lieben, wie Geneviève Teil es formulierte.²⁵ Es war unter anderem dieses Ziel, das wir im Blick hatten, das uns, anstatt von Ursache und Wirkung zu sprechen, den Begriff des Attachments wieder aufgreifen ließ, den Callon gebraucht hatte, um die Märkte zu analysieren.²⁶

Es ist klar, dass das Verhältnis der jungen Wissenschaftssoziologie zu diesen Strömungen nicht mit demjenigen zu vergleichen war, das sie zur kritischen Soziologie unterhielt. Die Art und Weise, in der Ideen angeeignet und aufgegriffen werden, hängt von den jeweiligen historischen Umständen ab, und diese unterscheiden sich sehr stark voneinander: Für die Theorie der *affordances* oder der situierten Handlung galt keineswegs dasselbe wie für die Theorien Bourdieus, die ich, wie alle französischen Soziologen dieser Zeit, aufgesogen hatte. Über *Cognition in the Wild*²⁷ würde ich keineswegs dasselbe sagen, im Gegenteil waren wir von seiner Lektüre verblüfft. Das Werk schrieb sich in die Linie der Technikgeschichte amerikanischer Machart ein, mit großartigen Büchern wie dem von Thomas Hughes zum elektrischen Netz, *Networks of Power*, oder den Arbeiten zur *material culture* von Autoren wie Chandra Mukerji.²⁸ Hutchins brachte diese Ideen der Handlungsverteilung mit, des erweiterten Geistes (*extended mind*), er rückte auf ungekannte Weise das Dispositiv der Techniken und ihr Gefüge in den Vor-

²⁴ Émilie Gomart und Antoine Hennion: A Sociology of Attachment: Music Amateurs, Drug Users, in: John Law und John Hassard (Hg.): Actor Network Theory and After, Oxford 1999, S. 220–247.

²⁵ Geneviève Teil: Aimer le vin: pratiques de la perception, Toulouse 2003.

²⁶ Antoine Hennion: Offene Objekte, Offene Subjekte?, in: Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung (ZMK) 1 (2011), S. 93–109.

²⁷ Edwin Hutchins: Cognition in the Wild, Cambridge, MA 1995.

²⁸ Chandra Mukerji: From graven images. Patterns of modern materialism, New York, NY 1983; Chandra Mukerji: Territorial Ambitions and the Gardens of Versailles, Cambridge, MA 1997; Thomas P. Hughes: Networks of Power, Baltimore, MD 1983.

dergrund, und ein Wiederhall davon findet sich bei französischen Autoren wie Louis Quéré, Michel de Fornel oder Bernard Conein, die sich zur selben Zeit wieder für die Ethnomethodologie interessierten und die häufig auf diese amerikanischen Wiederaufnahmen der Handlungstheorie geblickt hatten. All diese Ideen haben wir am CSI klar und deutlich empfangen, auch Lucy Suchman: Ihr Buch zur situierten Handlung²⁹ war für uns sehr hilfreich.

Dieser Umweg über die amerikanische Theorielandschaft ermöglicht seinerseits, einige Dinge in Bezug auf »pragmatisch« zu präzisieren, um auf anderem Wege auf die verschiedenen Konzeptionen zurückzukommen, die dieses Wort bezeichnen kann. Jeder Soziologe, der etwas auf sich hält, nimmt dieses Adjektiv heute für sich in Anspruch (die Gegenbewegung, eine »allergische Reaktion« wird nicht lange auf sich warten lassen, sie hat bereits begonnen): aber man muss sich darüber verständigen, was darin impliziert ist. Wenn die Pragmatik einfach als Handlungstheorie aufgefasst wird, hat dies noch nichts *pragmatistisches*. Die Abstände zwischen den Positionen ergeben sich daraus, wie viel Raum jeweils den Dingen zugestanden wird. Das Steuern eines Schiffes, sofern es als kollektive Arbeit aufgefasst wird, zu der alle möglichen Arten von Räderwerken, von Instrumenten, alles von der Anordnung eines Kontrollraums bis zum Wasserwiderstand und zum Radio etwas beitragen, kurzum die Idee des erweiterten Geistes reicht nach diesem Kriterium weit über die Handlungsgrammatik und ihre Signal-Objekte, jene Wegweiser der pertinenten »cité«³⁰ hinaus. Dagegen gewinnt man mit *Les Économies de la grandeur*, so der französische Untertitel des Hauptwerks von Boltanski und Thévenot,³¹ das den Durchbruch ihrer pragmatischen Soziologie eingeläutet hat, eine weitaus getreue Beschreibung und Beobachtung der menschlichen Akteure und ihrer Rechtfertigungsprinzipien, die Anerkennung ihrer Kompetenz und zweifellos ebenfalls eine »Ent-Ontologisierung« der Dinge (Ent-Essentialisierung, hätte man damals eher gesagt), insofern man ihren Status nur durch Prüfungen zugänglich machen kann, Prüfungen, die selbst stark vom Rahmen eines irreduzibel pluralen Urteils abhängen: das ist schon viel! Aber im Grunde hat es im GSPM nie den Willen gegeben, sich dem philosophischen Pragmatismus im Sinne eines James³² anzunähern – ich nenne James hier im Besonde-

²⁹ Lucy A. Suchman: *Plans and Situated Actions*, Cambridge, MA 1987.

³⁰ Anm. d. Red. Hennion spricht von der *cité pertinente*, eine Anspielung auf Boltanski und Thévenot, die in ihrer Theorie der Rechtfertigungsmodi zunächst fünf, später sechs verschiedene »cités«, auf Deutsch auch als Welten übersetzt, unterscheiden, wobei sich in vielen Situationen Debatten darüber entzünden, welche dieser *cités* in einer Situation pertinent ist.

³¹ Boltanski und Thévenot: *Über die Rechtfertigung* (wie Anm. 9).

³² Mit Ausnahme von Chateauraynaud; wenn Boltanski (Luc Boltanski: *De la critique*, Paris 2009) oder Lemieux (Cyril Lemieux: *Le Devoir et la grâce*, Paris 2009, S. 225) auf

ren, weil er unter den Gründervätern derjenige ist, der die *pragmata* in seinem Kampf mit dem Dualismus am ernstesten nimmt, er, der das Prinzip der Symmetrie auf die radikalste Weise und *avant la lettre* formuliert. Es sind folglich die *pragmata*, d.h. Beziehungs-Dinge, Dinge in Extension, die das Fundament des Pragmatismus bilden, und nicht die Praxis, ein Wort, das seinerseits keineswegs dazu verpflichtet, den *great divide* zwischen dem menschlichen Handeln und den Dingen, auf die es sich bezieht, in Frage zu stellen.

9. Der Pragmatismus ist keine Theorie der Praxis

Nun ist genau dies der Punkt, auf den sich die wichtige Verschiebung bezieht, die wir am CSI gegenüber den Handlungstheorien, seien es die Theorien des GSMP, mit dem wir damals unaufhörlich debattierten, oder die gerade erwähnten der situierten Handlung, einzuführen versucht haben. Eine Verschiebung also, und keine frontale Opposition: Obgleich diese allmähliche Verlagerung zu sehr weit entfernten Positionen führt, hat sie sich in stufenweisen Entwicklungen und in gegenseitigem Austausch vollzogen, keineswegs in Form einer radikalen Kritik. Ob nun Boltanski und Thévenot, Dodier, Chateauraynaud auf der einen Seite, oder in einer ganz anderen Traditionslinie und jenseits des Atlantiks, Gibson, Norman oder Suchman, all diesen Autoren gebührt ein großer Verdienst: Sie alle führten den Einsatz dieses Streits – ich spreche von der Debatte über die Theorie der Praxis oder auch über den Sinn des Konstruktivismus in den Sozialwissenschaften – auf eine Ebene zurück, die viel näher bei den Akteuren und an der empirischen Beobachtung war: Es gibt keine Natur der Dinge und die Arbeit der Soziologen, und sogar der Sozialwissenschaften im Allgemeinen, ist es, die Instaurierung dieser Dinge aufzuzeigen. Aber wenn dies einmal als gesichert gelten kann, stellt sich meiner Meinung nach eine neue Frage, und zwar die, welche Latour mit seinen »Faktischen« so wunderbar formuliert hatte: Muss man diese Verfertigung der Objekte *gegen* sie ausspielen oder *mit* Ihnen zusammen spielen? In den Theorien der Handlung oder in der pragmatischen Soziologie wird diese Umwälzung nicht vollzogen – sie ist im Übrigen auch nicht im Geringsten gewollt – man argumentiert für diese Ablehnung und tritt klar für diese ein. Im Verhältnis zu früheren Soziologien und insbesondere der französischen, von Lévi-Strauss zu Bourdieu, bestand bei diesen Autoren eine entscheidende Differenz, das Augenmerk lag nicht mehr auf einem abstrakten Mechanismus strukturalistischen Typs, sondern, à l'américaine, auf der Handlungsfähigkeit der Akteure. Es ging darum,

diese Zeit zu sprechen kommen, geben sie im Übrigen bereitwillig zu, dass ihre Pragmatismus-Referenz James wenig zu verdanken hat.

den Akteuren das zurückzugeben, was man den unsichtbaren Strukturen fortgenommen hatte, und dabei nahm man sogar eine Umverteilung und Neusituierung der Agency in ihrer Verankerung in den Dingen und in der konkreten Situation vor, ohne dabei in einen methodologischen Individualismus zu verfallen. So weit, so gut. Aber bedeutet dies deshalb, die Dinge wieder zum Zug zu bringen? Nein. Ist das Atomkraftwerk nur ein Zeichen dafür, dass wir uns in einer industrialisierten Welt befinden, oder tut es etwas, das sich nicht darauf reduzieren lässt, was seine Erbauer beschlossen haben – und zunächst einmal: Läuft es überhaupt? Erschafft das Kunstwerk seine eigene Welt, tut es etwas, hat es Effekte, oder ist es nur der Anwendungsbereich eines Rechtfertigungsregimes, das die Inspiration aufwertet? Diese Autoren verbleiben im Rahmen der Handlungstheorien – sie stehen dazu, wie es *L'Action au pluriel* (2006)³³ zeigt, in dem Thévenot die Synthese seiner Arbeiten liefert: Sie versuchen, feine, distributive Handlungstheorien zu entwerfen, die sich auf die Dinge stützen. Sicher, in Grenzfällen und in mancher Hinsicht sind sie den STS sehr nahe und bereit, in diese Richtung zu schwenken. Aber insgesamt tun sie es nicht, diese Theorien bleiben Handlungstheorien, gerade weil ihnen zutiefst daran gelegen ist, die Unterscheidung zwischen der menschlichen Handlung und der Agentur der Dinge oder auch zwischen sozialer Interpretation und natürlichen Wirklichkeiten mit aller Strenge aufrechtzuerhalten.

Wie durch Zufall geschah es genau zu dieser Zeit, dass wir am CSI die amerikanischen Autoren des Pragmatismus wiederentdeckten – sie waren uns zwar bekannt gewesen, aber nur auf indirekte Weise, vor allem aufgrund ihres Einflusses auf den symbolischen Interaktionismus. Die empirische Soziologie im Allgemeinen hatte eine komplizierte Beziehung zu ihnen unterhalten: Sie war teilweise aus ihnen hervorgegangen, durch Mead und die Begründer der Chicagoer Schule,³⁴ war mit ihnen aber vor allem durch zwischengeschaltete, vermittelnde Autoren verbunden, was nicht ganz dasselbe ist. Sicher hat sich der Interaktionismus aus dem Pragmatismus gespeist. Er hat ihn neu übersetzt, ihn deformiert, was normal ist. Er hat ihn auch ein wenig banalisiert, was bedauerlicher ist – und ausgerechnet durch die Idee der Interaktion selbst hat er ihn wieder zurück auf den Menschen zentriert. Die Soziologen stützten sich auch auf Dewey, beziehen sich aber vor allem auf den politischen Aspekt seiner Thesen zur Debatte, zur Demokratie, zur Partizipation und zur Erziehung;³⁵ Man liest ihn mit anderen Augen, wenn man dabei die Gegenwart der Dinge mitdenkt; denn über seine beeindruckende Analyse der neuen Formen der öffentlichen Debatte(n) hinaus, mit ihren Arenen, den

³³ Laurent Thévenot: *L'Action au pluriel*, Paris 2006.

³⁴ Yves Grafmeyer und Isaac Joseph: *L'École de Chicago*, Paris 1979; Daniel Céfai und Isaac Joseph (Hg.): *L'Héritage du pragmatisme*, La Tour d'Aigues/Cerisy 2002; Daniel Céfai: Introduction, in: Joseph Gusfield: *La Culture des problèmes publics*, Paris 2009.

³⁵ John Dewey: *Die Öffentlichkeit und ihre Probleme* (1927), Darmstadt 1996.

betroffenen Öffentlichkeiten, den gemeinsamen Problemen, insistiert er bereits auf der Offenheit und Unbestimmtheit der *concerns* selbst, die untrennbar sind von der Debatte, die sie hervorbringt – man könnte meinen, Dewey hätte brandaktuelle Probleme vor Augen gehabt, die Umwelt, die Entwicklung, die Energie, die Sexualität, die Biologie!

10. Zu einer Agency der Dinge selbst

Doch um die *Agency* der Dinge zu verhandeln, gab es zu dieser Zeit nicht so viele Autoren, auf die man sich stützen konnte. Neben Tarde oder Whitehead, die Latour wieder neu zu lesen verstand und vor allem uns andere (neu) lesen ließ, war es eben die Entdeckung von James, die mich völlig verblüffte. James machte beispielsweise explizit deutlich, dass der Pragmatismus keine Methode ist (derzufolge die Dinge nur anhand ihrer Wirkungen erfasst werden können), worauf er rasch reduziert worden ist, sondern eine Ontologie (d.h. es gibt überhaupt keinen Unterschied zwischen den Dingen und ihren Wirkungen, die Relationen sind keine Art und Weise, die Wirklichkeit der Dinge zu entdecken, sondern die Dinge selbst): Hier war eine der Schlüsselthesen unserer Forschungsarbeit – gleichzeitig jene, die auch am stärksten angegriffen wurde – aus anderer Feder zu lesen. Sie auf so direkte Weise von William James³⁶ verteidigt zu sehen, in seiner radikalen Version des Pragmatismus, war ein Schock. Aber sie bildet sehr wohl das Herzstück dieses Denkens und entfernt James zugleich weit von den ›zivilisierten‹ oder missbräuchlich resoziologisierten Formeln, die sich durch den Gebrauch des Adjektivs pragmatisch autorisieren.

Natürlich hatte es auch andere Autoren gegeben, die vermittelt haben. So war meine Generation stark von Deleuze geprägt, der einen aufregenden Kontrapunkt zu Foucault bildete. Er wies in dieselbe Richtung – auch wenn es, anders als bei Foucault, nicht so einfach ist, in der Soziologie auf Deleuze Bezug zu nehmen, weil ihr dessen bildreiche und spekulative Schreibweise so fern liegt.³⁷ Latour hatte viel über Whitehead³⁸ gearbeitet, dessen Philosophie der Wissenschaften

³⁶ William James: *Das pluralistische Universum. Vorlesungen über die gegenwärtige Lage der Philosophie* (1909), Darmstadt 2005; William James: *Essays in radical empiricism* (1912), in: *The Works of William James*, Bd. I, hrsg. v. Frederick H. Burkhardt u. a., Harvard, MA/London 1976.

³⁷ Ich habe im Übrigen kürzlich festgestellt, dass wir Deleuze, trotz des starken Einflusses, den er verglichen mit anderen auf unsere Arbeit hatte, in den Texten des CSI nur selten zitierten.

³⁸ Alfred N. Whitehead: *Prozess und Realität. Entwurf einer Kosmologie* (1929), Frankfurt/M. 1984.

neben beträchtlichen Differenzen auch offensichtliche Verbindungen zum Pragmatismus aufweist. Es gab also Passagen und Fährmänner. Aber für die Fragen des Geschmacks, über die ich gearbeitet habe, d.h. hinsichtlich meines Versuchs, den Geschmack als Wertschätzung jener Dinge neu zu denken, die durch diese Wertschätzung erst zustande kommen, war es James, der für mich am meisten zählte, der genau die Operation vornahm, nach der ich gesucht hatte. Eben jene Verschiebungsbewegung, nach der wir im CSI – ausgehend von unterschiedlichen Objekten – gemeinschaftlich suchten: den Übergang von einer Theorie der Praxis hin zu einer in einer Unmenge von Bindungen verteilten Agency. Es galt, nicht mehr weiter innerhalb des Dualismus zu verharren, mit seiner Instaurierung der Dinge durch die Menschen, und damit gegen die Dinge, selbst wenn dies auf geschmeidigere, den Akteuren nähere, liberalere, feinere Weise geschieht, sondern zu etwas überzugehen, das Callon beispielsweise Gefüge³⁹ nennen würde, zu einer in einem Netzwerk-Akteur (dieses zusammengesetzte Wort wäre vielleicht in dieser Reihenfolge noch aussagekräftiger) verstreuten Agency, ein Netzwerk-Akteur, in dem sich, weit entfernt vom binären Gegensatz zwischen Subjekten und Objekten, zwischen Menschen und Nicht-Menschen Aktanten sehr unterschiedlicher Natur wechselseitig herausbilden. Eine solche Umkehrbewegung ist kostspielig, sie setzt voraus, dass man die Dinge komplett neu definiert: Und wir stellten mit einer gewissen Überraschung fest, dass der Pragmatismus in seinen radikalsten Versionen genau dies bereits vorgeschlagen hatte. Als *pragmata* verstanden, sind die Dinge keine Gegebenheiten, sondern »in process of making«. Es fehlten nur noch die Ermittlung und die betroffenen Öffentlichkeitsgruppen, die man wiederum aus Dewey beziehen konnte, und wir befanden uns in unserem STS-Universum: Assoziation, Mediation, Prüfung, Gefüge. Daher rührt, was mich betrifft, der enge Bezug zu den Amateuren, diesen Lehrmeistern des Pragmatismus, die ich damals stark in den Vordergrund stellte, bevor ich mich, ausgehend von einer diesmal explizit vom Pragmatismus inspirierten Methode,⁴⁰ in einer weiteren Perspektive für diverse Formen der Anhänglichkeit, des Attachements interessierte.

³⁹ Muniesa und Callon: La performativité des sciences économiques (wie Anm. 5); Michel Callon: Les agencements marchands. Préface, in: Michel Callon u.a. (Hg.): Sociologie des agencements marchands, Paris 2013 (im Erscheinen).

⁴⁰ Hennion: Offene Objekte (wie Anm. 26); Antoine Hennion: Petit portrait de Becker en pragmatiste, in: Pierre-Jean Benghozi und Thomas Paris (Hg): Howard Becker et les mondes de l'art, Paris 2013, S. 185–193.

11. Objekte, die verpflichten

Jene Amateure und Liebhaber, die ihre Passion weiter treiben oder die von ihrer Passion vorangetrieben werden, lassen den Soziologen gegenüber seiner eigenen Arbeit dieselbe Art der Erfahrung machen wie die Amateure selbst gegenüber ihrem eigenen Attachment. Der Soziologe kann weder ›passiv‹ das Wissen dieser großen Liebhaber herausstellen (was wissen sie, außer dass sie nichts wissen, oder besser, dass jedes Wissen zugleich nach seiner Infragestellung verlangt?) noch ›aktiv‹ auf ihrem Rücken ein Wissen ihrer Praxis entwickeln, von dem sie nichts wüssten. Es gilt vielmehr, sich zu trauen, etwas wie die Erfahrung ihrer Erfahrung zu machen, indem man sich gegenüber den Amateuren in dieselbe Position versetzt, die sie gegenüber ihrem Objekt einnehmen. Dies bedeutet, den Schutzschild des Wissens niederzulegen, den Unterstand des Beobachters zu verlassen, um sich auf diese ›Prüfung der Dinge‹ einzulassen, die für den Soziologen genauso schwer zu fassen ist wie für den Amateur. Der Amateur ist kein zu entdeckendes Objekt, sondern eine Erfahrung, der man sich nähert. Eine Soziologie der Passion ist sich schuldig, eine passionierte Soziologie zu sein, nicht im Sinne einer hysterischen Identifikation mit der Begeisterung des Amateurs, sondern im technischen Sinne, den uns dieses Wort bietet: eine Erfahrung jenseits der Spaltung zwischen Beobachter und Beobachtetem oder zwischen Wissen und Handlung. Der Soziologe ist ebenfalls gefordert, sich von seinem ›Feld‹ (man sieht, wie entsetzlich platt dieses Wort ist) einnehmen zu lassen, das bedeutet für ihn in diesem Fall nicht von den Objekten des Amateurs, sondern vom Amateur selbst. Was die Liebhaber mir ermöglichen, ist nicht so sehr, eine pragmatistische Theorie auf ihren Fall anzuwenden, als vielmehr, dass sich diese anhand ihrer Erfahrungen von allein für mich enthüllt. An dem Punkt, an dem sie sich mit dem menschlichen oder ethischen Engagement vermengt, stößt man an die Grenzen der Methodik: Dies kann nur unter der Bedingung geschehen, dass man versteht und akzeptiert, dass dies zu tun nicht nur bedeutet, von außen zu beschreiben, sondern auch etwas über den Wert dieser Handlungen, über ihre moralische Tragweite auszusagen, sie zu »werten«, wie Dewey⁴¹ sagen würde. Und damit umgekehrt auch den Pragmatismus selbst zu werten, ihn nicht einfach anzuwenden, sondern ihn nach ihrem Maßstab zu erneuern und ihn, gerade aufgrund seiner Fähigkeit, besser vom Attachment der Amateure zeugen zu können, auch seinerseits besser zu werten. In gewisser Weise bedeutet dies, sich auf die Seite der Amateure zu schlagen, für sie Partei zu ergreifen.

Auf der empirischen Ebene, im allgemeinsten Sinne des Wortes, ist das Spiel den Aufwand wert. Ich war immer wieder von den unglaublich erfinderischen

⁴¹ John Dewey: *Theory of Valuation* (1939), Chicago, IL 1955.

Modalitäten überrascht, die diese Amateure im weitesten Sinne (Musiker, Weinliebhaber, Sportler, und viele andere) für sich fanden, um weniger ihren Geschmack, als wirklich den Raum für ihre Anhänglichkeiten auszubilden. Einer der großen Irrtümer Bourdieus ist meiner Ansicht nach kein theoretisches Problem, sondern ein technisches: Wenn man seine Theorie konsequent weitertreibt, hieße dies, dass man umso mehr einer Illusion aufsitzt, je mehr man zum Amateur wird – doch wenn dem so wäre, warum sie dann überhaupt befragen, sie von einem Objekt berichten lassen, das keines ist! Hier hat er sich um eine ungeheure empirische Quelle gebracht: Nicht um das Wissen der Amateure, sondern um ihre Erfahrung und ihre Erlebnisse. Wenn man lange Gespräche mit ihnen führt und darüber diskutiert, was sie fesselt, hat man es mit allem zu tun, nur nicht mit naiven Enthusiasten, die an ein Objekt glauben, das in Wirklichkeit ein Effekt und nicht Auslöser ihrer eigenen Neigung zu ihm wäre. Besser als irgendjemand sonst wissen sie, dass dieses Objekt durch ihre persönlichen Praktiken »konstruiert« wird. Fehlt darin auch nur ein einziger Baustein, bricht alles in sich zusammen. Aber sie wissen auch, dass diese Praktiken absolut nicht implizieren, dass das Objekt sich auf eine »bloße« Spiegelung derjenigen reduziert, die es verfertigen, sondern eine Voraussetzung dafür bilden, dass sich das Objekt in seiner gesamten Alterität zeigt und dass es im Gegenzug seine »Konstrukteure« alteriert. Das Objekt macht sie ebenso aus, wie sie es machen. Dafür zu sorgen, dass dieser Anspruch der Amateure sich selbst und den Dingen gegenüber geteilt werden kann, ist eine Lektion mit ethischer Tragweite. Für mich verleiht dies einer Soziologie des Geschmacks neue Relevanz. Denn was dem Soziologen vielleicht fehlt, ist etwas wie der Respekt für die Sache selbst. Folglich verpflichtet das Objekt nicht nur den Amateur, es verpflichtet auch den Philosophen oder den Soziologen. Vielleicht muss man auf beiden Seiten einen Schritt aufeinander zu machen, damit die Soziologie zum einen die Objekte ihrer Akteure ernster nimmt und darüber hinaus aufgibt, an die mögliche Autonomie einer Erklärung durch das Soziale zu glauben, und die Philosophie sich andererseits zu einer wirklich empirischen, ebenfalls ermittelnden macht, anstatt den Empirismus nur als ein weiteres theoretisches Problem zu verhandeln. Annemarie Mol, die gemeinsam mit John Law einen *ontological turn* ausruft, oder Bruno Latour und kürzlich auch Albert Piette haben sich einer solchen »empirischen Philosophie« verschrieben. Dies bedeutet außerdem, hinsichtlich einer bestimmten Konzeption der Feldforschung, zur Kenntnis zu nehmen, dass die Forschung ein risikoreiches, engagiertes Experimentieren bedeutet. »Das Feld wird von sich aus über sich selbst sprechen«: Nichts ist mehr dazu angetan, vorgefertigte Ideen zu reproduzieren und im Moment der Interpretation einen etwas simplen, minimalistischen Rahmen wieder einzubringen, der nicht zu stark auffällt und den man nicht allzu sehr in Frage stellen muss. Einen Rahmen, der mit der jeweiligen Mode geht: Nach den Organisationen, den sozialen Codes, den

Machtverhältnissen, der Herrschaft sind es heute die Praktiken, die Netzwerke, die Konventionen, der Markt, die Werte, etc. Mit der esoterischen Note des Worts Ethnomethode selbst hat Garfinkel⁴² bereits dem Bedarf entsprochen, der Falle des herkömmlichen Vokabulars einer Disziplin zu entkommen, die ich zuvor als den Realismus der Soziologie beschrieben habe, um stattdessen jene situierte Kompetenz zu erfassen, die in den Akteuren selbst liegt, ohne sie jedoch umgehend wieder zur Intention eines bestimmten Akteurs zu machen. Dies war ein Versuch, Abstand zu gewinnen, zu vermeiden, den Akteuren Kategorien überzustülpen oder sich umgekehrt damit zu begnügen, einfach nur bei der Identifizierung der Ihrigen stehenzubleiben, so als genüge es, ihnen das Mikro hinzustrecken, um sie einzufangen. Andernfalls verbleibt man in der klassischen Opposition: Gegenüber der Soziologie, die aufgrund ihrer Forderung nach der Feldforschung zum Fahnenträger des Empirismus erhoben wird, fordert die Philosophie, während sie versucht empirischer zu werden, das alleinige Recht auf ein unabhängiges konzeptuelles Denken für sich ein.

12. Ontologien ›in the making‹?

Ich denke, wir stehen an einem Wendepunkt. Das Ziel besteht darin, den Akteuren die Kompetenz wiederzugeben, ihnen wieder zuzugestehen, ihre Welt zu erschaffen. Und zwar nicht einem bestimmten Akteur, sondern dieser Art von kollektiver Bewegung, von verteilter *Agency*, deren Formulierungen aus all den genannten Bewegungen hervorgegangen sind, von der *extended mind*, der verteilten Kognition und der situierten Handlung bis hin zur ANT, zu den Gefügen von Callon (das, was Handlung auslöst) und zu dem, worauf ich mit der Idee der *attachements* abziele (woher kommt das, was Handlung auslöst).

An diesem Punkt ist es nun möglich, wieder auf unser Ausgangsthema zurückzukommen, nämlich auf den Wunsch, eine nicht gekünstelte Verbindung zwischen diesen Forschungen und dem, was man das Web nennt, herzustellen. Die ›empirische Sozio-Philosophie‹ pragmatistischer Inspiration, die ich formuliert habe, knüpft auf überraschende Weise an die Fragen an, die das Web aufwirft. Ich bin häufig enttäuscht von den Begriffen, die gebraucht werden, um vom Internet oder dem Digitalen zu sprechen. ›Immateriell‹, ›virtuell‹, auf der einen Seite die unbewegliche Materie, auf der anderen eine virtuelle Welt, die aus Ideen, reinem Austausch gemacht ist, all dies verweist auf den plattesten Dualismus. Ist die reale,

⁴² Harold Garfinkel: *Studies in Ethnomethodology*, Englewood Cliffs, NJ 1967; Michel de Fornel, Albert Ogien und Louis Quéré (Hg.): *L'Ethnométhodologie: une sociologie radicale*, Paris 2001.

›objektive‹ Welt ihrerseits ein glatter und starrer Block? Das Internet bestünde dann aus Verbindungen, die aus dem Nichts kämen und keine Materialität besäßen, aber Welten erfänden, die außerhalb der echten Wirklichkeit, also unserer Körper und unserer Stühle, gelegen wären? Was für eine schwache Definition der Materie! Als ob die Bytes, die Festplatten, die Laptops und Handys nicht aus Materie bestünden. Wobei es doch gerade erst dann richtig interessant wird, die Erfahrung des Webs und des Internets einzufangen, wenn man sowohl die ›real‹ Welt als auch das Internet (und das Internet gehört zur realen Welt, soweit ich weiß!) als Welten denkt, die aus Verbindungen bestehen, die versuchen, sich zu knüpfen, die im Werden begriffene Ontologien produzieren, die nur durch sukzessive Prüfungen zusammenhalten, die sich assoziieren und bestärken lassen: Die Kraft der Verbindungen, die Handlung auslösen. Netzwerke, Assoziationen, Welten, die man im Plural weben muss: In all dem findet das gesamte Vokabular der ANT oder des Pragmatismus seine Resonanz.

Selbstverständlich muss die Welt, damit man die Aufmerksamkeit auf die Agency richten kann – auf diese in miteinander verbundenen Welten ohne Exteriorität, dafür aber mit Dingen, Menschen, Dispositiven, aufgefaltete Handlungsfähigkeit – selbst anders definiert werden, nämlich als ein Gewebe ohne Ränder, als ein Gefüge von partiellen, unterschiedlichen, heterogenen, aber verknüpften und verknüpfbaren Netzwerken. Dies ist der Entwurf, den James mit seinem »Pluriversum« vorgeschlagen hatte und der von der ANT rekonfiguriert worden ist. Die neuartige Verknüpfungsarbeit des Internet und des Webs ist eine historische Erfahrung, die sich nach und nach eingestellt hat, in der sich weder eine Intentionalität noch ein strategisches Ziel isolieren lässt. Stattdessen: eine Reihe von unentwegt anhand ihrer Wirkungen wieder aufgenommenen Prüfungen und Versuchen. Das Netz, natürlich, aber auch die Sites, die Ausdrucksformen, die Gebrauchsweisen, die Kompetenzen, die Formate, die Ressourcen, alles, was sich wechselseitig erfunden hat, an Orten, die niemals die sind, die dafür vorgesehen waren, von den allertechnischsten Aspekten bis hin zu den originellsten Ausdrucksformen, alles ausgehend von der Kapazität der Netzwerke, Informationen in einer enormen Geschwindigkeit zirkulieren zu lassen – eine Entwicklung, die umgekehrt nur stattgefunden hat, weil das Internet seine Anwendungsweisen gefunden hatte. Hier haben wir *tentative ontologies*! Selbst die Modalitäten der Einrichtung ähneln denen, die Dewey, der andere große Begründer des Pragmatismus, beschrieben hatte, um die partizipative Demokratie zu thematisieren,⁴³ wobei er auf der Wichtigkeit der Instrumente und Arenen insistierte, durch die sich die Debatte artikuliert. Man muss zugleich die Diskussionsmodi, die technischen Dispositive und die Gebrauchsweisen zur Anwendung bringen, die aus die-

⁴³ Dewey: Öffentlichkeit (wie Anm. 35).

sen zusammenhängenden Operationen hervorgehen. Wenn dies nicht die jüngste Geschichte des Webs beschreibt – nur, dass Dewey dies bereits 1927 schreibt!

Abschließend möchte ich auf James zurückkommen, da ich mich viel auf ihn bezogen habe, obwohl dies nicht unbedingt der erste Name ist, der einem in den Sinn kommt, wenn man an das CSI, die ANT, an das Denken Latours oder Callons denkt: Es ist ein Anlass klarzustellen, was man tut, wenn man nach der Unterstützung einer früheren Theorie wie dem Pragmatismus trachtet. Es geht nicht darum, sich Lehrmeister zu suchen. Ich würde nur zu gerne die pragmatistischen Rezepte, die wir umzusetzen und in der Ermittlung zu erneuern versuchen, auf die intellektuelle Geschichte anwenden. James forderte, eine Philosophie weniger anhand ihrer Positionen als anhand ihrer Effekte und Gebrauchsweisen zu beurteilen: Genau dies ist in der französischen Soziologie mit dem Pragmatismus geschehen, jeder hat sich das herausgenommen, was er bei verschiedenen Autoren zur Lösung der eigenen Problemlage gesucht hatte. Boltanski und Thévenot haben die »Pragmatik der Aussage« neu gestaltet, um ihre Handlungsgrammatik herauszuarbeiten. In den Politikwissenschaften hat sich das Wiederaufleben der partizipativen Demokratie und der öffentlichen Debatte weniger durch die »Anwendung« von Deweys Theorien vollzogen als durch ihre Überarbeitung, ihre Neuauslegung. Und was uns am CSI betrifft, so waren wir, zum Zeitpunkt der STS, der ANT, der Theorie der Mediation, zweifelsohne Jamesianer, ohne es zu wissen – damit will ich sagen: ohne ihn gelesen zu haben, jedenfalls ohne ihn ernsthaft gelesen zu haben. Ich meine jene Art von Lektüre, die einem einen Schock versetzt. Eben dieser Schock war für mich James als ein Autor, der genau im richtigen Moment kommt, um neuen Antrieb zu verleihen, um einen umdenken oder anders denken zu lassen, was man bereits gedacht hat. »Think anew!«, eine Theorie, die immer wieder neu zu entwickeln ist, die einen wieder und wieder etwas anderes tun lässt, genau dies ist echter Pragmatismus.

Aus dem Französischen von Anne Ortner